

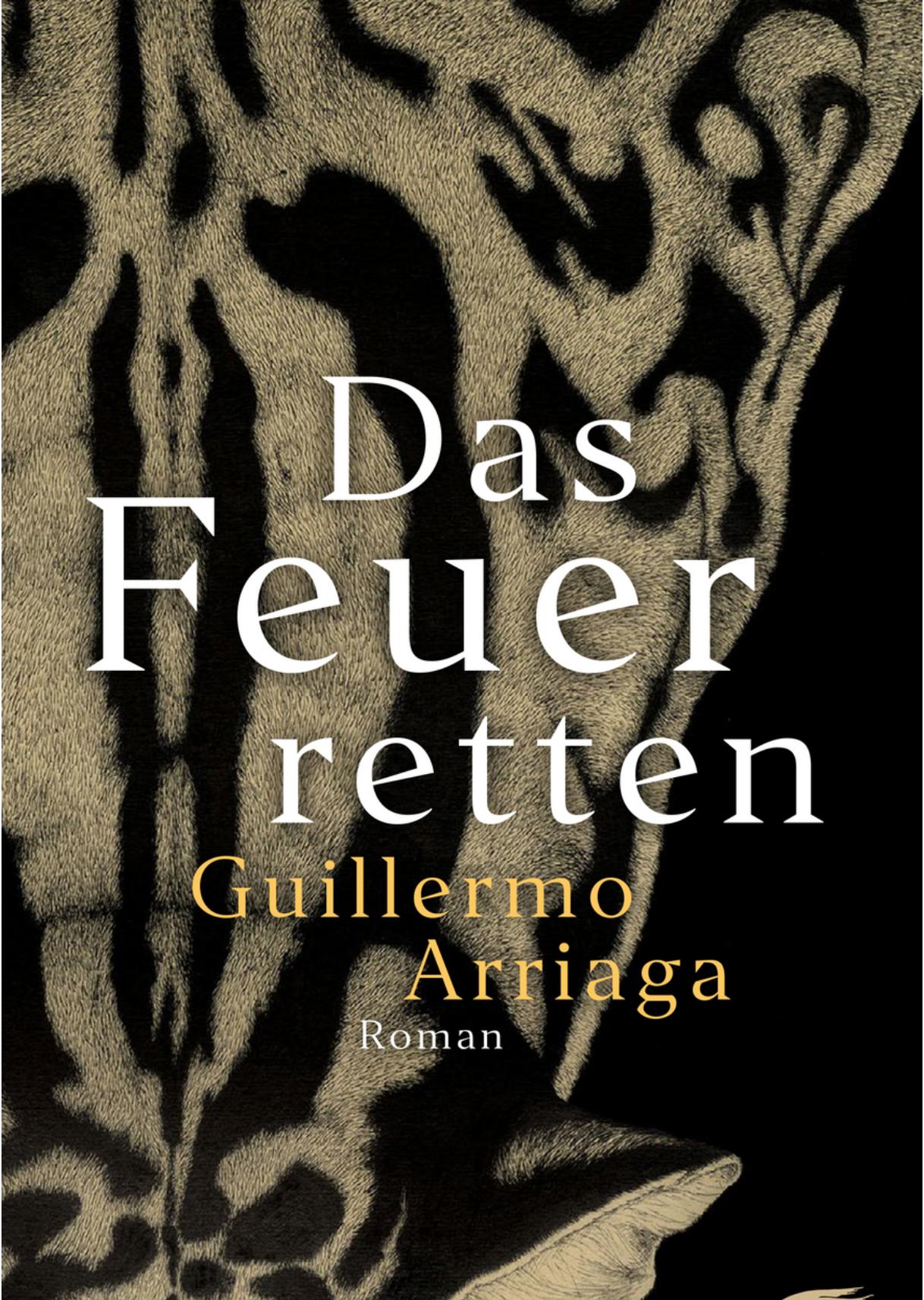
Das Feuer retten

Guillermo
Arriaga

Roman



Klett-Cotta



Das
Feuer
retten

Guillermo
Arriaga

Roman



Guillermo Arriaga

Das Feuer retten

Roman

Aus dem Spanischen
von Matthias Strobel

Klett-Cotta

Impressum

Dieses E-Book basiert auf der aktuellen Auflage der Printausgabe.

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Salvar el fuego«

im Verlag Alfaguara, Mexiko-Stadt.

© 2020 by Guillermo Arriaga

Für die deutsche Ausgabe

© 2022 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH,
München

unter Verwendung einer Abbildung von Ferdy Remijn,
»Night meeting«

Zitatnachweise:

S. 5: Federico Garcia Lorca: »Bluthochzeit«. In: Die Stücke.
Übersetzt von Rudolf Wittkopf. Frankfurt am Main, 2007.

S. 726: Henry David Thoreau: Vom Glück, durch die Natur
zu gehen. Übersetzt von Meike Breitzkreutz. München,
2010.

S. 737: Ernest Hemingway: In einem anderen Land.
Übersetzt von Werner Schmitz. Reinbek, 2018.
Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde
Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co.
KG, Regensburg
ISBN 978-3-608-98440-8
E-Book ISBN 978-3-608-11835-3

Letztlich gilt in bürokratisierten und verbürgerlichten Gesellschaften derjenige als erwachsen, der sich damit abfindet, weniger zu leben, um nicht so viel sterben zu müssen. Das Geheimnis der Jugend jedoch ist: Man lebt nur dann, wenn man den Tod riskiert; und Leben hat nur dann Wucht, wenn man Schwierigkeiten überwinden muss.

EDGAR MORIN

Wenn das Feuer mein Haus niederbrennt, was würde ich retten?

Ich würde das Feuer retten.

JEAN COCTEAU

Ich war eine Frau, die in Flammen stand, voll schwärender Wunden innen und außen, und dein Sohn war ein wenig Wasser, von dem ich Kinder, Land und Heilung erhoffte; der andere aber war ein dunkler Strom unter Zweigen, der mich das Rauschen seiner Binsen hören ließ, seinen leisen, heimlichen Gesang. Ich ging mit deinem Sohn, der wie ein kühles Bächlein war, aber der andere sandte mir Hunderte von Vögeln, sie ließen mich innehalten und bedeckten mit

*Rauhreif die Wunden einer armen verblühten Frau, des
vom Feuer liebkosten Mädchens.*

FEDERICO GARCÍA LORCA

*Ich kann nicht nur halb lieben, ich kann nicht von Lügen
leben.*

CLARICE LISPECTOR

*Für meine Eltern Carlos Arriaga Alarid und Amelia Jordán
Susilla, die Urheber des Feuers.*

Manifest

Dieses Land ist gespalten: in die, die Angst haben, und die, die wütend sind.

Ihr Bourgeois seid die, die Angst haben.

Angst davor, dass ihr euren Schmuck verliert, eure teuren Uhren, eure Handys.

Angst davor, dass man eure Töchter vergewaltigt.

Angst davor, dass man eure Söhne entführt.

Angst davor, dass man euch tötet.

Ihr lebt als Gefangene eurer Angst.

Eingesperrt in eure gepanzerten Autos, eure Restaurants, eure Bars, eure dämlichen Shoppingcenter.

Verschanzt.

Verängstigt.

Wir dagegen leben voller Wut.

Immer voller Wut.

Nichts besitzen wir.

Unsere Töchter sind schon von Geburt an vergewaltigt.

Unsere Söhne von Geburt an entführt.

Wir werden geboren ohne Leben, ohne Zukunft, ohne alles.

Aber wir sind frei, weil wir keine Angst haben.

Es macht uns nichts aus, im Dreck aufzuwachsen oder umerzogen zu werden in euren Gefängnissen oder als anonyme Tote zu enden in euren Leichenschauhäusern.

Wir sind frei.

Wir können uns von Müll ernähren und die faulige Luft der Abwässer atmen und Urin trinken und in schwarzen Kloaken tauchen und an Durchfall, Diphtherie, Ruhr, Typhus und Syphilis erkranken und auf Exkrementen schlafen und uns nicht waschen und nach Schweiß und Erde und Tod stinken, es macht uns nichts aus, wir lassen uns nicht unterkriegen. Aber ihr mit eurem schlaffen Fleisch und euren weichen Gehirnen, ihr braucht eure Angst, um zu überleben. Eure Polizei und eure Armeen können uns noch so sehr massakrieren, wir halten stand. Wir sind unbesiegbar. Wir vermehren uns wie die Ratten. Wenn ihr einen von uns killt, wachsen Tausende nach. Wir überleben im Schutt. Wir entschlüpfen durch Löcher. Ihr verzehrt euch vor Schmerz, wenn ihr einen der euren verliert. Ihr macht euch in die Hosen vor Angst, wenn ihr das Wort Tod auch nur hört. Wir nicht. Wir sind frei. Frei von Angst. Voller Wut. Frei.

José Cuauhtémoc Huiztlic

Häftling Nr. 29846-8

Haftstrafe: fünfzig Jahre wegen mehrfachen Mordes

Die Frau rennt mit langen Schritten die Avenida entlang. Die Männer, die sie verfolgen, fallen zurück. Die Frau hat einen Revolver in der Hand. Eine Familie kommt ihr entgegen. Ohne ihr Tempo zu drosseln, versucht sie, die Waffe zu verstecken. Sie drückt sie eng an ihre Hüfte. Eine ältere Dame bemerkt sie nicht und macht einen Schritt nach rechts. Die Frau versucht, ihr auszuweichen, rennt sie aber um. Die ältere Dame fällt auf den Rücken. Die Frau murmelt »Entschuldigung« und rennt weiter. Ein junger Kerl aus der Gruppe schimpft. »Blöde Kuh«, schreit er ihr nach. Die Frau blickt zurück. Ihre Verfolger sind winzige Punkte. Sie können sie nicht einholen. Ihre Beine sind nicht so gut trainiert wie die der Frau. Sie behält ihr Tempo bei. Sie darf nicht stehen bleiben. Auf keinen Fall. »Wenn wir entdeckt werden, musst du in die Gassen flüchten«, hat er ihr eingeschärft. Dort würde sie sicher sein. Im engen Straßenlabyrinth. Die Frau rennt weiter. Sie hat die Schrittlänge einer groß gewachsenen, muskulösen Athletin. Da vorne sind die Gassen. Da muss sie hinein, dann ist sie gerettet. Sie keucht. Sie schwitzt. Ihre Verfolger sind hinter ihr her, um sie zu töten. Eben sind Kugeln an ihr vorbeigezischt. Zwei sind neben ihr in einem Auto eingeschlagen. Einige weitere über sie hinwegesirrt. Sie haben auf ihren Kopf gezielt. Sie wollten, dass sie tot zusammenbricht. So, wie der Mann zusammengebrochen ist, den sie getötet hat. Es ging blitzschnell. Der Typ stand plötzlich vor ihr, hob die Waffe. Sie hat schneller abgedrückt als er. Hat nicht mal gezielt. Einfach nur den

Revolver gehoben und geschossen. Die Kugel hat den Typen am Hals getroffen. Blut ist auf die weiße Mauer gespritzt. Sie hat gesehen, wie er tot umfiel. Sie hatte keine Zeit, um zu erschrecken oder zu bereuen. Sie rennt weiter. Modelito, das Viertel, in dem er aufgewachsen ist, ist gleich erreicht. Wenn sie erst mal dort ist, wird sie ihre Verfolger abschütteln. Sie rennt schneller. Der Eingang der Gasse kommt in Sichtweite. Sie strebt darauf zu. Da ertönt ein Knall. Sie stürzt und überschlägt sich, bleibt auf dem Rücken liegen, vor einem Baum. Eine Kugel hat ihr Brustbein zertrümmert, steckt in ihrer Lunge fest. Sie betrachtet die Wunde. Ein Kreis aus Blut breitet sich auf ihrem Hemd aus. Sie versucht aufzustehen. Es geht nicht. Sie ergreift einen Ast und zieht daran, doch sie sackt zusammen. Ihre Lunge brennt. Sie hustet Blut. Ein Mann kommt auf sie zu, eine Pistole in der Hand. Er hält Ausschau nach ihrer Waffe. Sieht sie einige Schritte entfernt auf dem Boden liegen. Der Typ zielt auf ihre Augen. »Endstation, Bitch.«

Wenn ich den Moment bestimmen müsste, an dem mein Leben sich von Grund auf veränderte, dann würde ich sagen, es war der Tag, an dem Héctor uns in sein Haus in Tepoztlán einlud. »Marina, kommt doch am Samstag vorbei, die Arteagas, Mimí, Klaus, Laura und ihr Freund kommen auch, außerdem Aljure, Ruvalcaba, Ceci, Julio, plus die üblichen Schmarotzer.« Ich nahm die Einladung an, obwohl ich wusste, dass Claudio überhaupt keine Lust haben würde. Er konnte meine »Hippiefreunde« nicht ausstehen, nannte sie nur »aufgeblasene Mochtegernkünstler«. Sie langweilten ihn, er hatte nichts mit ihnen gemein. Für Claudio war ein Film dann gut, wenn er sich amüsierte, er mochte billige Mainstreamkomödien, »Hauptsache, ich kann nach der Arbeit abschalten«. Die Filme von Héctor, in denen kaum etwas passierte, fand er unerträglich. »Langweiliger geht's nicht«, befand mein Mann, ungeachtet der Lobeshymnen aus Cannes und Venedig. An jenem Samstag fuhren wir also nach Tepoztlán, und da, genau da, fing alles an. Hätte ich die Einladung ausgeschlagen, hätte Claudio darauf bestanden, wie jeden Samstag bei seinen Eltern zu essen, dann wäre mein Leben heute noch so wie immer, glücklich, geordnet und vorhersehbar, dann wäre das Uhrwerk des Desasters nicht in Gang gesetzt worden.

Der sonnige Tag im Verbund mit Héctors Versprechen, dass er sich das Vorrundenspiel der Champions League im Fernsehen anschauen konnte, hatten Claudio schließlich überzeugt. Außerdem wollten die Kinder unbedingt hin. Sie

liebten es, mit den Tieren zu spielen, die Héctor und sein Lebensgefährte Pedro auf dem Grundstück hielten: elf Klammeraffen, zwei Waschbären, drei verspielte und aufdringliche Labradore, vier Katzen und sechs zahme Pferde, auf denen sie reiten konnten. »Bitte, bitte, lass uns hinfahren«, riefen meine drei Kinder begeistert. Sie hatten bei Héctor und Pedro immer jede Menge Spaß. Und hätte Claudio nicht so viele Vorurteile, hätte auch er viel Spaß gehabt, jede Wette. Seine »Abneigung« gegen meine Freunde war garantiert nur eine Pose, denn viele von ihnen kannte er von klein auf.

Wir trafen früh ein. Héctor und Pedro waren gerade erst aufgestanden und unrasiert. »Entschuldigt, wurde ziemlich spät gestern. Kommt rein, Luchita wird sich um euch kümmern, während wir kurz unter die Dusche springen. Sie kann euch Chilaquiles machen, und auf dem Tisch steht frisch gepresster Orangensaft. Macht es euch gemütlich, in dem Zimmer da könnt ihr euch umziehen.« Héctor und Pedro zogen sich zurück, um sich fertigzumachen, und Claudio konnte sich eine seiner typischen Bemerkungen nicht verkneifen. »Diesen Ferkeln riecht der Arsch noch nach Vaseline«, sagte er und lachte laut. Es war sein Lieblingssatz, wenn er von Homosexuellen sprach: »Dem riecht der Arsch noch nach Vaseline.« Diesen Satz hatten sich er und seine Klassenkameraden für die affektierten Priester ausgedacht, die an ihrer Schule unterrichteten. Unverbesserliche Päderasten, die mehrere ihrer Schüler missbraucht hatten. Daher rührten auch Claudios homophobe Anflüge. Er war kein Schwulenhasser. Man musste sich nur vor Augen halten, dass seine Ansichten zu

»Schwuchteln« geprägt waren von seinen Erfahrungen an der katholischen Schule. Einer der Grundschullehrer nahm seine sieben- und achtjährigen Schüler immer mit in sein Kabuff. »Das Gift der Sünde ist in mir«, sagte er mit honigsüßer Stimme zu ihnen, »und es bringt mich langsam um. Der Heilige Vater, der von meiner Drangsal weiß, hat mir die Erlaubnis erteilt, mir einen unschuldigen Mund zu suchen, der mir das Gift aussaugt und ihm mit seiner Reinheit die Wirkung nimmt.«

Héctor sah sich selbst als *enfant terrible* des mexikanischen Kinos und tat alles, um diesen Ruf zu festigen. Gegenüber der Presse gebärdete er sich anstößig, exhibitionistisch und hochmütig. Wenn er über seine Kollegen urteilte, dann mit selbstherrlicher Attitüde; die meisten kanzelte er als plump und nichtssagend ab. Seine eigenen Filme zeigten monströse und perverse Wesen, deren sexuelle Gier unersättlich war. Zwerge, die fettleibige Frauen vergewaltigten, Selbstbefriedigung in Großaufnahme, cellulitegeplagte Hintern und riesige Schwänze. Héctors Filme gossen Eiter und Urin über die Zuschauer, wie Claudio so schön sagte. Kritiker und Festivals vergötterten ihn. *Le Monde* hatte ihn als »Genie, das wuchtige Bilder zu erschaffen vermag« bezeichnet, *Der Spiegel* über sein Werk geurteilt: »Als ob Dante und Hieronymus Bosch beschlossen hätten, Filmregisseure zu werden.« Héctor genoss die Buhrufe der Zuschauer, die angeekelt den Saal verließen und ihn beschimpften. Er erfüllte perfekt das Klischee, dass ein Künstler »die Bourgeoisie aufschrecken und ihr geben sollte, was sie verdient«. Dabei war er selbst der personifizierte

Bourgeois. Er hatte ein Vermögen geerbt, das auf der Ausbeutung Hunderter Bergarbeiter beruhte, und trotzdem nie den Schmerz und das Elend hinterfragt, das seine Firmen verursachten. Als seine Eltern starben, stieß er die Firmen nicht ab, sondern übernahm ihre Leitung als Vorsitzender des Verwaltungsrats. Seine Filme waren finanziert von anonymen Menschen, deren Gesichter schwarz waren von Kohle und deren Lungen hart vom jahrelangen Einatmen schändlichen Minenstaubs. »*Black lungs matter*«, hatte ihm auf einer Pressekonferenz ein Journalist an den Kopf geworfen, um ihn zu provozieren. Héctor ließ ihn rausschmeißen und trat noch nach, indem er ihn diskreditierte: »Noch so ein Idiot, der von meinen Feinden bezahlt wird. Geschickt hat ihn garantiert ...« und dann nannte er kurzerhand den Namen irgendeines Kritikers oder Kollegen, der seine Filme verrissen hatte.

Im Gegensatz zu seinem arroganten Auftreten und seinem Ruf als Großkotz war Héctor privat ein netter Kerl. Ein treuer Freund, immer hilfsbereit. Ohne Claudios Wissen hatte Héctor seinen Finanzdirektor angewiesen, Geld seines Unternehmens in den Fonds zu investieren, den Claudio managte. Er tat es für mich, aus Zuneigung, wegen all der Jahre, die wir uns nun schon kannten, aus reiner Großzügigkeit. Jedenfalls verbesserte sich unsere finanzielle Lage von einem Monat auf den anderen. Achtzig Millionen Dollar sind kein Pappenstiel. Claudio, der ein geschicktes Händchen für Geld hatte, sorgte dafür, dass dieses Kapital bald schon konstante Gewinne abwarf. Héctor nahm mir das Versprechen ab, Claudio nie zu verraten, wer diese beträchtliche Summe in seinen Fonds

eingezahlt hatte. Und Claudio, der Trampel, schmähte Héctor, ohne zu ahnen, dass er seine gesteigerte Kaufkraft der »Kinoschwuchtel« zu verdanken hatte.

Pedro stammte ebenfalls aus einer »guten Familie«, die über Grundbesitz verfügte. Sein Vermögen war nicht so üppig wie das von Héctor, aber doch üppiger als das von neunundneunzig Prozent aller Sterblichen. Die »Ranch«, wie sie das Haus in Tepoztlán gern nannten, hatte seinen Großeltern gehört. Das Grundstück umfasste zwanzig Hektar, und darauf bauten sie, wie könnte es anders sein, ein Haus, das ein Pritzker-Preisträger entworfen und dessen Inneneinrichtung das berühmte New Yorker Designbüro Ten Rainbows übernommen hatte. Jeder Winkel wurde mit allergrößter Sorgfalt gepflegt. Zwölf Angestellte hielten die Finca in makellosem Zustand. »Bei denen kriegt sogar das Grundstück Maniküre«, scherzte Klaus.

Héctor und Pedro waren leidenschaftliche Mäzene. Sie finanzierten Messen, Galerien, Bildhauerakademien, Orchester und Bibliotheken. Meine Tanzkompanie erhielt ebenfalls Unterstützung von ihnen. Ich achtete zwar immer auf gesunde Finanzen, aber ihre Spenden verschafften mir Luft, befreiten mich von Budgetzwängen, denen andere Kompanien unterworfen waren. Ich konnte für unsere Aufführungen bessere Theater anmieten, Coaches von Weltruf bezahlen und die Verträge der talentiertesten Tänzer verlängern.

Pedro war derjenige, der sich um die Stiftung kümmerte. Trotz aller Großzügigkeit schloss ihr Mäzenatentum nicht aus, dass sie Gewinne machten. Manchmal schenkten Galeristen ihnen Bilder eines vielversprechenden Malers,

dessen Wert in nur zwei Jahren um das Zwanzig- oder Dreißigfache anstieg. Wenn eines der Orchester, für das sie die Schirmherrschaft übernommen hatten, im Ausland tourte, strichen sie fünf Prozent der Gage ein. Und natürlich waren ihre Spenden steuerlich absetzbar.

In all den Jahren war ich nur einmal fremdgegangen, und zwar ausgerechnet mit Pedro. Er wiederum gestand mir, dass auch er Héctor nie betrogen hatte. Wir waren also beide Neulinge in Sachen Affäre. Es begann alles mit kleinen Scherzen. »Die einzige Frau, mit der ich schlafen würde, wärst du«, sagte er mir einmal als Kompliment vor zahlreichen Leuten. Sein Witz rief lautes Gelächter hervor. Sogar Claudio lachte mit. »Meine Frau ist so sexy, dass selbst Hunde scharf auf sie sind.« Das war der Auftakt für weitere Koketterien. Pedro ließ keine Gelegenheit aus, um mir den Hof zu machen, wobei es nie über die unschuldige Schmeichelei eines schwulen Freundes hinausging.

Dass wir einmal im Bett landen würden, hätte ich nie gedacht. Mit dazu bei trugen eine gehörige Dosis Tequila und die Tatsache, dass wir beide Badesachen trugen. Wir verbrachten den Nachmittag zusammen mit den Kindern am Swimmingpool der Ranch. Claudio hatte uns am Freitagvormittag hingebacht. Er hatte mit uns gegessen und war dann zu einer Geschäftssitzung zurück in die Stadt gefahren. Héctor, der keinen Alkohol vertrug, lag ausgeknockt auf einer Liege. Zwei Angestellte waren mit meinen Kindern ausgeritten. Pedro und ich waren im Wasser. An den Beckenrand gelehnt, begannen wir, unsere Füße aneinanderzureiben. Es begann als ein unschuldiges Spiel, doch nach und nach schlangen wir unsere Beine

umeinander. Wir sahen uns an und grinnten. »Du stehst doch gar nicht auf Frauen«, sagte ich ziemlich erregt. »Auf dich offensichtlich schon«, erwiderte er scherzhaft und blickte auf seine Badehose. Der Stoff war nach vorne ausgebeult. »Aber du bist ja auch keine Frau, du bist eine Göttin.« Dann küsste er mich. Ich versuchte, mich ihm zu entziehen, aber er hielt meinen Kopf mit beiden Händen fest. Diesmal küssten wir uns länger, dann löste ich mich von ihm. Mit dem Kinn deutete ich auf Héctor, der tief schlief. »Ist dir das egal?«, fragte ich. »Natürlich ist mir das nicht egal, schließlich ist er die Liebe meines Lebens. Aber ich will's eben mal ausprobieren.« Wir schwiegen. Eine Elster landete am Beckenrand, pickte eine Olive vom Teller und flog wieder weg. Wir folgten ihr mit dem Blick, bis sie sich auf einer Palme niedergelassen hatte. »Ich wollte schon immer wissen, wie es sich mit einer Frau anfühlt, und wer wäre dafür besser geeignet als du?«, fuhr er fort. »Aber wenn du nicht willst, höre ich auf.« Ich schüttelte den Kopf. Nie hätte ich gedacht, dass ich einmal mit ihm schlafen würde. Außerdem gab es keinen Grund zum Fremdgehen. Wir waren beide glücklich in unseren Beziehungen. Doch wie gesagt: Der Tequila und das Aneinanderreiben der nackten Haut unter Wasser hatten uns angetörnt.

Wir gingen in ein Gästezimmer und küssten uns. Ich dachte, er wäre, weil schwul, ein sanfter Küsser. Von wegen, seine Küsse waren intensiv und stark. Manchmal biss er so heftig in meine Lippen, dass es mir fast wehtat. Mir wurde bewusst, dass Pedro bisher nur Männer geküsst

hatte. Er packte meinen Hintern, und seine primitive, grobe Zärtlichkeit erregte mich.

Wir ließen uns auf das Bett sinken. Er zog mir das Oberteil aus und betastete ausgiebig meine Brüste. »Schön prall«, sagte er. »Kein Wunder, dass Heteros darauf stehen.« Dann löste er die Schnur des Höschens, und ich war nackt. Kurz sah er mich verwundert an, als wäre mein nackter Körper ein seltsamer Gegenstand in seinen Händen. Ohne sich noch weiter aufzuhalten, schob er sich über mich und drang kraftvoll in mich ein. Ich bohrte ihm die Fingernägel in den Rücken. Er begann, sich auf mir zu bewegen, wurde immer dringlicher. »Komm nicht in mir drin«, warnte ich ihn. Ohne die Augen zu öffnen, schüttelte er den Kopf. Ich stand selbst kurz vor einem Orgasmus, als er ihn herausziehen wollte. »Ich komme gleich«, sagte er. Ich umarmte ihn. »Bloß nicht rausziehen jetzt.« Dann kam er, und gleich danach kam ich. Seit Jahren hatte ich beim Sex keinen Orgasmus mehr gehabt.

Ich schlief noch viermal mit ihm, aber an das erste Mal kam es nicht wieder heran. Er hatte Probleme, wirklich erregt zu werden, und mich nervten seine drängenden Küsse und dass er immer sofort in mich eindrang, ohne dass ich richtig feucht war. Beim dritten Mal fragte er, ob er mich von hinten nehmen dürfe. »Das kann ich am besten«, erläuterte er. Ich sagte nein. Ich hatte es noch nie anal gemacht und fand, dass ich diese letzte Jungfräulichkeit Claudio schuldete.

Beim fünften Mal war er besonders feinfühlig und zärtlich. Er küsste mich nicht so grob und wollte auch nicht sofort in mich eindringen. Er nahm sich Zeit, streichelte

lange meine Brüste und bat mich schließlich, die Beine zu spreizen. Dann beugte er sich vor und tat etwas, was er bis dahin noch nie getan hatte: Er leckte mir mehrere Minuten lang die Klitoris. Erst dann schob er sich über mich und drang langsam in mich ein. Nach ein, zwei Stößen hielt er inne, streichelte mir übers Gesicht. »Ich wollte, dass es mir gefällt, aber es gefällt mir nicht. Entschuldige«, sagte er. »Mir auch nicht«, gestand ich. Wir setzten uns auf den Bettrand. Er nahm meine Hand und spielte mit meinen Fingern. Ich sah mich um. Cremefarbene Wände. Weiche Teppiche. Klassische Sessel. Balkon mit Blick auf den Garten. Luxus, wo immer man hinsah. Mit meinen früheren Lovern – selbst mit Claudio – war ich immer in Stundenhotels gegangen. Ich mochte es, an Orten Sex zu haben, die speziell dafür gedacht waren. Bei meiner anerzogenen Obsession für keimfreie Reinlichkeit erregte mich der Gedanke, dass es innerhalb dieser vier Wände unzählige Paare heimlich miteinander getrieben hatten, mit Wut und Furor, mit Liebe, Zärtlichkeit und Angst. Als ich Pedro vorschlug, in ein Motel zu gehen, weil das diskreter sei, war er empört. »Ich gehe doch nicht in irgendein Rattenloch, in dem die Bauarbeiter ficken.« Für ihn und Héctor musste alles immer geschmackvoll sein, deshalb waren wir auch dort, wo wir waren, in einer Senior Suite des Four Seasons, ohne uns noch etwas zu sagen zu haben.

An jenem Nachmittag verließen wir das Hotel traurig und enttäuscht. Glücklicherweise verschlechterte sich meine Beziehung zu Pedro nach dieser Liaison nicht, sondern festigte sich sogar noch. Nie gab es irgendeinen Vorwurf, nie wieder erwähnten wir, was vorgefallen war. Stattdessen

stellte sich zwischen uns eine Komplizenschaft ein, eine große Nähe. Er war wieder der feste Partner von Héctor, und ich die liebevolle Ehefrau von Claudio. Pedro war schließlich auch derjenige, der mich direkt in die orkanartigen Liebe bugsierte, die mein Leben bis in seine Grundfesten erschüttern und bis zur Unkenntlichkeit durcheinanderwirbeln würde.

Ceferino, woran dachtest du an jenen Nachmittagen in deinem Rollstuhl, wenn mein Bruder dich draußen auf der Terrasse abstellte, egal, ob es regnete, dunkel war oder eiskalt? War es schmerzhaft, dich so hilflos zu fühlen, so erniedrigt; unfähig, dich zu bewegen, dich zu äußern, dich zu wehren? Oder hast du einfach gegrübelt über deine Vergangenheit in bitterer Armut, über die Unterdrückung deines Volkes?

»Du weißt gar nicht, was ich dafür geben würde, den Lauf der Geschichte ändern zu können, meinem Volk das viele Leid zu ersparen«, sagtest du immer. Da es nun mal nicht möglich war, das in der Vergangenheit Geschehene zu ändern, versteiftest du dich darauf, die Geschichte aus einem gerechteren, egalitäreren Blickwinkel zu erzählen. Sie umzuschreiben, sagtest du uns, wurde zu deiner Lebensaufgabe. Deshalb last du mit solchem Feuereifer Geschichtsbücher, um deine obsessive Leidenschaft für die Vergangenheit zu stillen, um niemals zu vergessen. Die Schule war für dich ein heiliger Ort. »Der Schlüssel liegt in der Bildung«, belehrtest du uns. Dein Vater hatte dir und deinen Geschwistern eingebläut, dass Lernen der einzige Ausweg war. Er, der nie lesen und schreiben gelernt hatte. Er, der kaum ein Dutzend Wörter Spanisch konnte. Um

euch zu motivieren, führte er als Beispiel Benito Juárez an, »ein Indio wie wir, der es zum Präsidenten gebracht hat«. Dabei glaubte dein Vater nicht daran, dass ihr es bis zum Präsidenten bringen könntet, dass ihr es überhaupt weit bringen könntet, er wollte einfach nur, dass ihr von dort wehkämt. Weg von den Bergen, weg vom Elend und vom Hunger, weg von dem aus Lehm und Ästen gebauten Haus, dem rauchenden Feuer, den in dasselbe Öl getunkten Tacos, in dem ihr zuvor schon Wild gebraten hattet, weg von den Schuhen, die bereits andere Kinder getragen hatten, die sie an andere Kinder weitergaben, und die an wieder andere, bis sie schließlich bei euch gelandet waren. Schuhe, die drückten und Blasen machten, die euer Vater euch jedoch aufzwang, weil ein Indio ohne Schuhe es nie zu Ansehen bringen würde. Ingenieure, Anwälte, Schullehrer trugen keine Huarache-Sandalen.

Wenn du schweigend in deinem Rollstuhl saßt, erinnerstest du dich da an jene faden Nachmittage allein in den Bergen, als du Ziegen hütetest und aufpassen musstest, dass die Kojoten sie nicht rissen? Mein Großvater erzählte uns, dass du einmal nach einer guten Ernte Mais gegen sechs abgemagerte Ziegen tauschen konntest, allerdings ohne Bock, um sie zu schwängern, damit zwei oder drei Junge dabei heraussprangen. Sechs Ziegen, deren Knochen zwischen den krätzigen Hautfalten hervortraten und die ihr essen musstet, als die Dürre so viele Monate andauerte, dass ihr auf den harten, unfruchtbaren Schollen eurer winzigen Parzelle nichts aussäen konntet. Sechs Ziegen, die du auf Geheiß deines Vaters enthaupten musstest. »Ceferino weinte die ganze

Zeit, während sie in seinen Händen verendeten«, erzählte uns mein Großvater. Diese Ziegen waren deine Schwestern der Berge, mit denen du die Nachmittage verbracht hattest. Ich kann mir vorstellen, wie schmerzhaft es für dich gewesen sein muss, sie eine nach der anderen töten zu müssen und sie dann auch noch vor dir auf dem Teller zu sehen.

Kein Grund war wichtig genug, um nicht zur Schule zu müssen. Es war egal, ob wir uns elend fühlten, Fieber hatten oder einen Knochen gebrochen. Um uns anzutreiben, erzähltest du von dem Morgen, an dem sich auf dem Weg zur vier Kilometer entfernten Schule an einem deiner Schuhe die Sohle gelöst hatte und du mit blutendem Fuß ankamst. »Es waren meine einzigen Schuhe. Für ein neues Paar war kein Geld da. Also ging ich von da an jeden Tag mit nur einem Schuh zum Unterricht, Hunderte Stacheln bohrten sich mir in den Fuß, und Steine schnitten mir die Zehen auf. Sechs Jahre war ich da alt, und ich habe mich nicht ein einziges Mal beklagt. Es vergingen Monate, bevor ich neue Schuhe bekam.« Nach den Odysseen, die du erlebt hattest, denn diese war nur eine von vielen, war es für uns unmöglich, uns vor der Schule zu drücken. Es gab keinen Grund, der gut genug gewesen wäre, und ein einziges Murren brachte uns eine strenge Bestrafung ein, wenn nicht eine Tracht Prügel.

Vermutlich beschworst du, während du im Rollstuhl saßt, ohne auch nur ein Wort sagen zu können, die klirrend kalten Nächte herauf, in denen du deinen Hund umarmtest, damit ihr euch gegenseitig wärmen und dem Peitschen des Windes trotzen konntet, der von Norden wehte. Großvater

hat uns verraten, wie sehr dich diese Windböen ängstigten. Du wolltest nicht so sterben, wie der Erzählung deiner Mutter nach deren Mutter in einer eisigen Nacht gestorben war. Deine Großmutter hatte unbedingt nach einem Zicklein suchen wollen, das nicht mit den anderen nach Hause gekommen war, und als sie den Rückweg antrat, brach die Nacht herein. Sie rollte sich im Laub zusammen, um sich gegen den Sturm zu wappnen, der losbrach, kaum dass es dunkel geworden war. Deine Mutter war acht, als ihre Mutter verschwand. Am folgenden Tag ging sie mit ihrem Vater und ihren Geschwistern in die Berge, um nach ihr zu suchen. Sie fanden sie vier Tage später, die Augen von Ameisen zerfressen, aufgebläht und stinkend, den Mund weit aufgerissen vor Anstrengung, noch einen letzten Atemzug zu tun. So beschrieb deine Mutter ihre Leiche, und daher deine Angst vor Winden. Träumtest du als Kind von roten Ameisen, die dir in der Nase herumkrabbelten? Hattest du Angst, dass du eines Tages die brutale Kälte nicht mehr aushalten und so wie sie enden würdest, steif und blau gefroren, mit leeren Augenhöhlen, auf dem Boden liegend, die geschwollene, violette Zunge aus dem Mund hängend? Und dann, Papa, hat es mit dir ein schlimmeres Ende genommen als mit der Mutter deiner Mutter, wurde dein Gehirn überschwemmt von der roten Flut einer unstillbaren Blutung, die deine Neuronen ertränkte und aus dir einen kraftlosen stummen Buckligen machte, der an den Rollstuhl gefesselt war.

Ich erinnere mich noch an den Nachmittag, als du über eine plötzlich einsetzende Migräne klagtest und zu Mama sagtest: »Mir geht's nicht gut, ich sehe alles rot.« Dann

fielst du vornüber auf den Teppich und konntest weder sprechen noch dich bewegen. »Das ist der Tod«, dachtest du bestimmt, während meine Mutter dich anschrie: »Steh auf, steh bitte auf.« Und du sahst nur noch rot, immer noch mehr rot. Eine rote Wirklichkeit, während Mama einen Krankenwagen rief.

Dann kamen deine beiden anderen Kinder dazu, und das Arschloch von José Cuauhtémoc grinste. Wärst du da am liebsten aufgestanden und hättest ihm dieses dämliche Grinsen aus dem Gesicht geprügelt wie so viele Male zuvor? Da der Krankenwagen auf sich warten ließ, trugen wir dich die Treppe hinunter, und wir stellten uns so ungeschickt an, dass du uns aus den Händen glittst und auf die Stufen knalltest, und weil wir dich nicht noch mehr bewegen wollten, legten wir dich in der Küche auf den Boden, wo du offenbar die Kälte der Fliesen spürtest, denn du sagtest dein letztes Wort: »Kalt.« Dein Sohn José Cuauhtémoc grinste erneut, und du dachtest vermutlich: »Verflucht seien die Nachkommen meines Blutes.« Nach zwei Stunden kam endlich der Krankenwagen, und man brachte dich ins Staatliche Krankenhaus in der Calzada Ermita Ixtapalapa, und die Ärzte überprüften deine Pupillen, und einer von ihnen drehte sich zu uns um: »Er hat einen Schlaganfall erlitten und muss dringend operiert werden, um die Blutung zu stoppen.«

Was dachtest du, als Monate später José Cuauhtémoc dich mit Benzin übergoss und dir ins Ohr flüsterte: »Es gibt sie, die Hölle.« Als er ein Streichholz anzündete und es dir in den Schoß warf, um dich in Brand zu stecken? Was dachtest du da, Papa? Sag's mir, bitte, was dachtest du da?

Im Laufe des Tages trafen die anderen Gäste auf der Ranch ein. Meine Kinder und die Kinder meiner Freunde planschten im Pool, ritten aus, fingen Frösche und angelten Charales in dem Bach, das quer durch das Anwesen floss. Es gab regelmäßig Gezeter, wenn man ihre Aktivitäten unterbrach, um Sonnencreme aufzutragen. Mein Vater war an Hautkrebs gestorben, daher rief ich sie alle halbe Stunde zu mir, um sie neu einzuschmieren.

Héctor und Ruvalcaba zettelten eine Diskussion über »Verano« an, einen mittelmäßigen Bildhauer. Für alle lag auf der Hand, dass seine Arbeiten nichts Besonderes waren, doch Héctor – aus reiner Lust an der Kontroverse – verteidigte ihn, als sei er eine Kunstikone. »Sein Werk ist wie ein Reptil, das die kleinen Insekten des Kapitalismus frisst«, schwadronierte er an diesem herrlichen Tag, während am Pool die Kinder tobten. Héctors Argument, der Künstler »untergrabe die substanzlose Existenz der Bourgeoisie«, stand in krassem Widerspruch zu dem weitläufigen Garten und dem schockierenden Luxus um uns herum. Mich amüsierten sein künstliches Gehabe. Im Grund war Héctor nichts weiter als ein verwöhnter Kerl, der die religiöse Moral seiner erzkonservativen Familie abzuschütteln versuchte. Der Schwule, der jahrelang in einer kleinen, dunklen Truhe gefesselt war, gebärdete sich, kaum dass er seinen Kopf herausstrecken konnte, wie ein Kampfhahn. Ein Kampfhahn, dessen Sporen stumpf waren, der nicht imstande war, seine Komfortzone aufzugeben, seine millionenschweren Einkünfte, seine durch Ausbeutung Tausender Bergleute beschmutzten Unternehmen.

Der Disput zwischen Héctor und Ruvalcaba nahm lächerliche Ausmaße an. Wer konnte ernsthaft über einen Typen diskutieren wollen, der sich selbst Verano nannte, Sommer? Gelangweilt von Héctors Kindereien ging ich Claudio suchen, der sich in irgendeinem Zimmer das Champions-League-Spiel von Real Madrid gegen Bayern München ansah. Claudios Leben kreiste förmlich um die Spiele von Real Madrid. Er war imstande, eine Vorstandssitzung zu unterbrechen oder sich von einer Hochzeit davonzustehlen, nur um sich zwei Stunden lang vor den Fernseher zu setzen und diese Mannschaft spielen zu sehen. Seine Stimmung hing davon ab, ob Madrid gewann oder verlor. Seine Leidenschaft für einen Madrider Club war mir unerklärlich, wo in seinen Adern doch nur noch Reste spanischen Blutes flossen. Er selbst führte es auf den mexikanischen Ausnahmespieler Hugo Sánchez zurück, wie so viele andere Mexikaner auch.

Pedro gesellte sich zu uns. Trotz seines erlesenen Geschmacks war auch er ein Fußballfan. »Guilty pleasure«, pflegte er zu sagen, wohl wissend, dass Héctor ihn deswegen gern piesackte. »Ein von beknackten Arbeitern mit homosexuellen Neigungen erfundenes Spielchen«, hatte der einmal in einer seiner typischen provokanten Anwandlungen geätzt. Héctors Ansicht nach hatte das Tragen kurzer Hosen keine sportlichen Gründe, sondern diente dazu, »die nach einem Tag in der Fabrik verschwitzten Kerle« aufzugeilen. Er sehe sich nur deshalb hin und wieder ein Spiel an, um sich am Anblick der Beine zu ergötzen.

Das Spiel lief in demselben Zimmer, in dem Pedro und ich einige Monate zuvor miteinander geschlafen hatten. Ich hatte das Gefühl, dass er es Claudio überlassen hatte, um ihm heimlich einen mitzugeben. »Hier habe ich deine Frau gebumst, du alter Schwulenhasser«, wobei ich bei Pedro nicht das leiseste Anzeichen dafür entdecken konnte, das diesen Verdacht erhärtet hätte. Kurz erinnerte ich mich an den Moment, in dem er die Schleife meines Bikinihöschens gelöst hatte, an die brüske Penetration, den intensiven Orgasmus. In trauter Eintracht vor dem Fernseher saßen also die beiden einzigen Männer zusammen, mit denen ich in den vergangenen zwölf Jahren geschlafen hatte. Von der Anziehung, die Pedro auf mich ausgeübt hatte, war allerdings nichts mehr übrig.

Als die Partie beendet war, kehrten wir zur Palmenpergola zurück. Glücklicherweise war das Thema Verano abgeschlossen, und Héctor rechtfertigte stattdessen gerade, dass er für einen Film einmal das Haus eines seiner Arbeiter abgefackelt hatte. In seinem Bestreben, eine »überzeugende« Szene zu schaffen, war es ihm egal gewesen, dass sich die Mezquitemöbel, die der Bergmann von seinen Großeltern geerbt hatte, die Wiege seines ersten Kindes, die Fotoalben in Asche verwandelten. »Kein Art Director hätte ein so authentisches Set bauen können«, prahlte Héctor. Der Bergmann kam nach einem zehnstündigen Arbeitstag heim und stieß auf ein Team, das die rauchenden Überreste dessen filmte, was einmal sein Zuhause gewesen war. Gerade ging Jaime deswegen Héctor hart an. »Du hast das Leben dieses Menschen zerstört«, warf er ihm vor. Héctor lächelte spöttisch. »Das Haus des